

Wenige Tage nachdem sich die Gruft über dem, was von Robert Schumann sterblich war geschlossen hatte, schreibt Clara an ihre Kinder: „Was soll ich Euch nun aber von Eurem theuren Papa noch sagen; soll ich Euch erzählen, wie sehr er gelitten? Das will ich nicht, später einmal sollt Ihr es wissen . . . Ach wäret Ihr doch etwas älter und verständiger, daß Ihr ihn noch hättet würdigen lernen, denn er war ja ein Mensch mit göttlichen Eigenschaften, einer wie es wenige gab; welch himmlisches Wohlwollen hatte er für alle Menschen, wie beschützte er alle jungen strebsamen Künstler, wußte nichts von Neid oder Eifersucht, nie!! wie liebte er Euch und mich. Und dieser war Euer Vater, den Ihr jetzt verloren, um den ganz Deutschland trauert . . . Die Stadt Bonn hat ihm ein Ehrenbegräbniß gegeben, das jetzt auf einem neuen Anbau des Kirchhofs befindlich noch kahl anzusehen, später aber, in 10 Jahren, den Mittelpunkt des Kirchhofes bilden und durch fünf gepflanzte Platanen herrlich beschattet sein wird. Ganz nahe dabei befindet sich eine kleine Kapelle; in der ich war, während der Geliebte begraben wurde . . . Ich betete währenddessen . . . war ganz allein . . . Da war es mir, als mahne er mich für Euch noch zu leben. Dies erhob mich, und so will ich denn so viel als möglich in seinem Sinne Euch lieben und leben.“

„Liebe, geehrte Frau,“ schreibt in denselben Tagen Roberts Jugendfreund Verhulst an Clara, „Gott erhalte in Ihnen die Mutter!“

Sieben Kinder, darunter drei Knaben, hatte Robert Schumann vaterlos hinterlassen, sieben Kinder von sehr verschiedenem Alter – das älteste 15, das jüngste 2 Jahre zählend! – sehr verschiedenen Gaben, Eigentümlichkeiten und Neigungen, aber alle in gleicher Weise nach der leitenden erziehenden Hand gerade des Vaters bedürftig, sieben Kinder, denen der Tod des Familienoberhauptes etwas Unwiederbringliches, schlechthin unersetzliches geraubt, wenn auch einstweilen nur die ältesten die Tragweite dieses Verlustes ahnten und das Ausscheiden der geliebten väterlichen Gestalt aus dem Familienkreise als einen Raub empfanden, der tief in ihr Leben eingriff.

„Wenn ich mein Leben überblicke,“ schreibt* rückschauend die älteste Tochter, die bei dem Tode des Vaters die Schwelle der Kindheit eben zu überschreiten im Begriff stand, „so leuchtet darin am hellsten meine Kindheit. Das Glück, das ich im Zusammenleben mit den Eltern empfand – die Gewißheit, daß wir Kinder ihnen das Theuerste waren auf der Welt, gab mir ein Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit, der Zuversicht, das mir, als das große Unglück über unser Haus kam, ganz verloren ging, um in dem Maße nie wiederzukehren.“

Es war eben nicht nur die Ausschaltung der väterlichen Autorität aus ihrem und ihrer Geschwister Leben, die die Grundlagen des Hauses erschütterte, sondern mindestens ebenso sehr das jähe Erlöschen einer zärtlichen fürsorgenden, verständnisvollen Teilnahme, deren sich die Kinder, so lange ihr Vater unter ihnen weilte, wie einer milden Sonne, die auch den kleinsten Vorfällen des täglichen Lebens Wärme und Glanz verlieh, erfreut hatten, ohne sich ihres Reichtums voll bewußt zu werden, ehe sie für immer erlosch. Denn Robert Schumann war nicht nur der zärtlichste und beglückendste Gatte, sondern auch der zärtlichste liebevollste Vater, so wenig, natur-

* In Erinnerungen an ihren Vater, die sie für den Verfasser aufgezeichnet hatte.

gemäß, die Außenwelt von dieser Seite seines Wesens etwas erfuhr.

Wie sehr er mit und für die Kinder lebte, offenbart u. a. rührend ein von ihm im Jahre 1846 angelegtes „Erinnerungsbüchlein für unsere Kinder“, mit dem Motte: „Heiterkeit, Thätigkeit, Gottvertrauen“, in dem (leider nur bis 1849) von seiner Hand eine Fülle von Aufzeichnungen aus dem Zusammenleben mit den Kindern drollige Äußerungen und Fragen, Charakteristiken der einzelnen Kinder auf verschiedenen Lebensstufen, kleine Erlebnisse im Hause, auf gemeinsamen Wanderungen, psychologisch-pädagogische Beobachtungen, Verschen, die die ältesten Mädchen auswendig gelernt, zusammengetragen sind. Wie er von Haus aus einen starken Familiensinn und Freude an häuslicher Behaglichkeit besaß, so war er in gesunden Tagen, auch bei drängender, schöpferischer Arbeit, stets darauf bedacht, den Kindern ihr Recht zu geben. Und wenn sie ihn tags über auch nur flüchtig und in etwas scheuer Entfernung sahen, so wußten sie, daß in der Dämmerstunde ihnen der Papa ganz allein gehörte, mit ihnen scherzte und spielte, sie auf den Knien reiten ließ, ihnen Lieder lehrte, in spätern Jahren ihnen wohl auch vorspielte oder vorlas. Auch die regelmäßigen Spaziergänge vor Tisch, auf denen ihn ausnahmsweise, wenn die Mutter krank war, die Älteste begleiten durfte, waren allemal Feierstunden für Vater und Kind. Da erzählte er der Aufhorchenden die Geschichte der Peri, der Rose Pilgerfahrt, des Sängers Fluch, sprach von Goethe, von Shakespeare, und antwortete vor allem mit nie ermüdender Geduld auf die tausend Fragen, die einem Kinde durch den Kopf gehen. Wie überhaupt der Kinderhand am leichtesten und am willigsten sich die Türen zu dem stillen schalkhaften Humor, der auf dem Grunde seiner Seele hauste, öffneten. Er neckte gern. „Wir begegneten ihm einmal,“ erzählt die älteste Tochter, „als wir aus der Schule kamen. Wir sahen ihn an der andern Seite der Straße mit Herrn v. Wasielewski gehen, liefen hinüber, sagten guten Tag

und boten ihm die Hand. Da that er, als kenne er uns nicht, betrachtete uns einen Augenblick durch die Lorgnette und sagte: „Wer seid Ihr denn, Ihr lieben Kleinen?“ Uns amüsierte das sehr, aber Herr v. Wasiliewski nahm es komischerweise für ernst, wie seine nachmalige Erzählung dieser kleinen Episode beweist.“

Aber auch in ernsthaften Dingen fühlten die Kinder das Auge und gelegentlich auch die Hand des Vaters über sich. „Unsere Mutter gab uns Clavierstunde,“ erzählt Marie, „und jeden Sonntag Morgen spielten wir dem Vater vor. Gespannt harreten wir auf den Moment, wo mein Vater hinterher an seinen großen Schreibtisch ging, das Geldfach hervorzog und aus einer kleinen Geldmulde jedem ein paar Pfennige schenkte. Das war uns das allerliebste an der Vorspielstunde, denn wir bekamen sonst nie Geld geschenkt. Mein Vater pflegte aber auch mit der Mutter über das von uns Gehörte zu sprechen. Er gab ihr auch wichtige Winke, wie sie uns musikalisch außer dem Spielen weiter bringen sollte. Wir mußten zu jeder Tonleiter die Versetzungen des Dreiklages und Dominantseptimenaccords spielen und um uns darin zu üben, jeden Accord auch sogleich zu erkennen, sagte er ihr ein sehr einfaches Mittel: Wir nahmen in die rechte Hand den A-molldreiklang a c e, in der linken e und nun rückten wir in der linken Hand chromatisch abwärts, in der rechten chromatisch aufwärts, erst dreimal mit dem oberen Ton, dann dreimal mit dem mittleren, danach mit dem a, dann wieder mit dem oberen beginnend u. s. w. Jeden Accord, der sich so bildete, mußten wir sogleich nennen, was uns sehr anregte und amüsierte.“

Die Strafgewalt, wie die eigentliche Erziehung lag in den Händen der Mutter, doch gelegentlich griff auch die väterliche Autorität und zwar nicht bloß mit Worten ein und erzielte dadurch – gerade als Ausnahmefall – durchschlagende Wirkungen. Die täglichen kleinen Unarten, die der Mutter die meiste Not machten, die sich in seiner Gegenwart aber nicht hervorwagten, pflegte er dagegen, wenn sie in Klagen der Mutter an ihn herantraten, mit

wohlwollender Skepsis zu behandeln. „ich weiß nicht, was Du willst, die Kinder sind ja so artig!“

Für seine Art sich den Kindern zu geben, mag noch ein Eintrag aus dem „Erinnerungsbüchlein“ – einen Tag vor seinem Geburtstage 1846 – ein hübsches Beispiel bieten. „Am 7. Juni hat Papa (das erste Mal in seinem Leben) ein Vogelnest gefunden. Geduld also immer, lieben Kinder! Was 36 Jahre lang nicht gelungen, es gelingt einem oft noch am letzten Tage vor dem 37sten, wie mir heute zu meiner Freunde.“

Wie sehr aber die väterliche Fürsorgen nicht nur den Tag des Kindes in der Seele des Kindes mit zu durchleben und zu verstehen bedacht war, sondern wie ihn innerlich das Gestalten und das Erfüllen der reifenden Seelen mit bleibendem Gehalt in ferner Zukunft erfüllte, zeigt die Seite des „Erinnerungsbüchleins“: „Bücher, die Ihr, wenn Ihr erwachsen seid, lesen müßt.“*

All diese Liebe und Fürsorge freilich kam persönlich zu gute und ward fühlbar nur den älteren Kindern, den beiden Töchtern** Marie und Elise, ein wenig auch noch der dritte Julie, die bei des Vaters Erkrankung 9 Jahre alt war. Die Söhne sollten und konnten von dieser pfadweisenden, stützenden und schirmenden Kraft der Vaterhand nichts mehr spüren. Ludwig, der älteste war, als sein Vater das Haus verließ, 6 Jahr, der zweite, Ferdinand noch nicht 5 Jahr, und der jüngste, Felix, hat den Vater nie gesehen.

* Da heißt es: „Fleißig die Bibel, namentlich Hiob und Jesus Sirach. Dichter: F. Rückert, Friedrich. Schiller, Gr. Platen, auch A. Grün und Immermann; später: Jean Paul, Goethe, Shakespeare, Einiges von L. Byron, gelegentlich auch aus der griechischen und römischen Literatur, vor allem Homer (Odyssee) und Sophokles, Dante für das reifere Alter, Th. Moore nicht zu vergessen. Prosaiker: Cervantes, W. Scott.“

** Die Bücherliste ist, wie man sieht, ausschließlich für die Töchter, wenn sie erwachsen sind, berechnet.

Und wenn also vielleicht die älteren Mädchen an den Erinnerungen ihrer glücklichsten Kinderjahre, den Erinnerungen, an die von der Persönlichkeit des Vaters durchleuchtete und durchwärmte Häuslichkeit ein Kapital besaßen, von dem sie nicht nur selbst zehren sondern, mit dem sie auch ihrer Mutter im Sinne und Geiste des Heimgegangenen helfen konnten, für die kleinen und vor allem für die Knaben mußte Clara ein neues Haus, ein neues Leben, eine Kindheit schaffen, deren einziger Halt und Schirmer und Sonnenschein sie, die gramgebeugte Witwe war. Eine Aufgabe in Wirklichkeit noch schwerer, als sie schon auf den ersten Blick erscheinen mag. Ganz abgesehen davon, daß für eine alleinstehende Frau, auch wenn ihr gute Freunde helfen und raten, die Erziehung von drei und, wie sich bald herausstellen sollte, infolge ihrer Veranlagung besonders schwer zu behandelnden Söhnen, eine fast allein das Leben ausfüllende Aufgabe ist, war sie persönlich ihrer Natur wie ihrer eignen Entwicklung nach, wie schließlich auch im Hinblick auf die Pflichten, die ihr Künstlerberuf von ihr forderte, dafür weniger ausgerüstet als irgendeine andere Schicksalsgenossin. Denn wenn ihr auch ihr Künstlertum die Möglichkeit gab durch eigene Kraft für den Unterhalt der Familie und für die von Jahr zu Jahr daraus erwachsenden materiellen Ansprüche zu sorgen, so brachte sie eben die Ausübung dieses Berufes täglich in Konflikte mit den innerlichsten mütterlichen Instinkten und Pflichten, verwehrte es ihr im eigenen Hause für die heranwachsenden Kinder einen bleibenden Mittelpunkt, eine Heimat, in der jeder zu seinem Recht kam und sich wohl fühlte, zu schaffen, verwehrte ihr, auch nur für die Töchter, selbst die Erziehung in die Hand zu nehmen, sondern zwang sie vielmehr, diese gerade in den Jahren, wo die Individualität die entscheidenden bleibenden Züge erhält, fremder Fürsorge zu überlassen. Es kam aber noch etwas hinzu, was die Sache erschwerte. Sie selbst besaß allerdings eine ausgesprochene Vorliebe für stille Häuslichkeit, fühlte sich nie wohler als unter schlichten einfach herz-

lichen Menschen im Familienkreise, aber, wie sie im Elternhause dergleichen kaum genossen, war ihr auch die eigentliche besondere Gabe, solch ein Haus sich selbst zu bauen, solch ein Leben sich selbst aus sich heraus zu schaffen, versagt. Das Leben hatte sich so früh und so beharrlich mit den Anforderungen der Außenwelt in ihre vier Wände eingedrängt, daß sie auch in den Stunden der Ruhe und der Erholung, einen Drang der Betätigung, der Verbindung mit dem Leben da draußen, wenn auch nur in der Form der Veränderung des Schauplatzes durch Reisen nie ganz verlor, und dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, etwas Wandervogelstimmung auch in jedes Nest mit hineinbrug, das sie im Laufe der Jahre für sich und die Ihrigen immer wieder zu bauen nicht müde ward.

Aber gerade weil es so war, ist um so bewundernswerter die Tatkraft, die Selbstzucht, die Genialität, mit der diese merk- und verehrungswürdige Frau gegen alle Gewalten des Lebens den Kampf aufgenommen und für sich und die Ihrigen ein Dasein zu schaffen gewußt hat, dessen harmonischer Zauber unvergleichlich und für jeden, der auch nur einen Hauch davon verspüren durfte, unvergeßlich geworden ist. Für den aber, dem das Glück beschieden war, in ihrem Bannkreis häufiger und länger zu weilen, sich in dem Widerschein ihrer abgeklärten Persönlichkeit wie in der reifen Fülle eines stillen goldenen Herbsttages die Seele rein zu baden von allem Kleinen und Kleinlichen, bedeutete das eine solch dauernde innere Bereicherung, daß dem gegenüber das, was diese Frau als vollendeter und unerreichter Meister ihrer Kunst gleichzeitig Unzähligen spendete, zeitweilig fast nur wie ein harmonischer Begleitakkord zu diesem Frauenleben empfunden wurde. Galt doch von ihr selbst das Wort, das sie nach dem Tode des Mannes von ihm ihren Kindern schrieb. „Es gab wohl manchen Künstler, der hochgehrt dastand, aber kaum wohl einen zweiten, der als Mensch so hoch stand.“

Dadurch ist auch, und mehr noch als in den vorangehenden Bänden, dem Biographen ein Weg vorgezeichnet, der angesichts der schwer zu bewältigenden Fülle einer über 40 Jahre sich erstreckenden Korrespondenz der großen Künstlerin mit Menschen verschiedensten Alters, verschiedenster Lebensstellung, verschiedenster Bedeutung sich darauf beschränken muß und darf, das Bild Clara Schumanns, wie es den zwischen 1856 und 1896 Lebenden erschien, zu gestalten, aus ihren eigenen Äußerungen und den unmittelbaren Reflexen ihres Wesens, wie sie die Briefe ihrer Freunde durch vier Jahrzehnte widerspiegeln.
